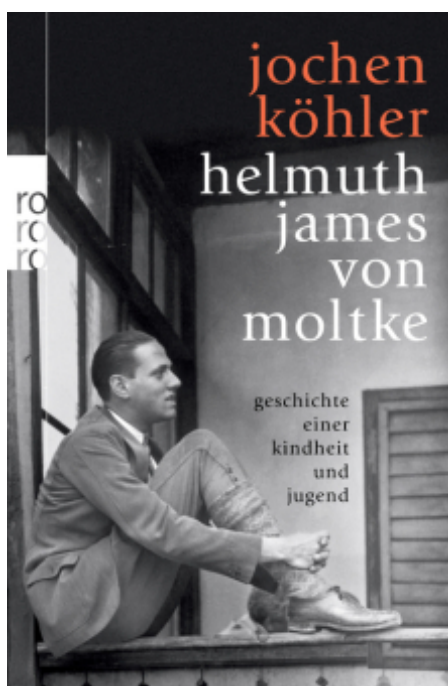


Leseprobe aus:

**Jochen Köhler**

# **Helmuth James von Moltke**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## An die Leser

Das Buch, das Sie vor sich haben, ist ein Fragment. Diejenigen von Ihnen, die mit den Gewohnheiten des Verlagswesens besser vertraut sind, werden wissen, daß es damit eine Seltenheit darstellt. Verlage publizieren Fragmente von Romanen, Gedichtzyklen oder Theaterstücken, von philosophischen oder wissenschaftlichen Arbeiten, vorausgesetzt, sie stammen von namhaften Autoren, häufig im Zusammenhang mit einer Werkausgabe; warum aber eine Biographie, die unfertig geblieben ist? Und warum von einem Unbekannten?

Dafür gibt es drei Gründe. Sie sind verknüpft, und der erste ist: Jochen Köhler hat eine respektgebietend lange Zeit an seinem Buch gearbeitet – über 20 Jahre lang. Als er Mitte der achtziger Jahre damit begann, gab es kaum Publikationen über Helmuth James von Moltke, keine jedenfalls von jener biographischen Umfänglichkeit, die Moltke verdient, ja verlangt und die Köhler sich von Anfang an vorgenommen hatte. Er las, was er fand, Gesamtdarstellungen wie Peter Hoffmanns «Widerstand, Staatsstreich, Attentat» und eine Reihe von Einzeluntersuchungen; gleichzeitig bahnte er Beziehungen zu den Moltkes an, schrieb und erhielt Briefe, lernte die Familie kennen und protokollierte Hunderte von Gesprächen mit Angehörigen und Bekannten von Helmuth James – vor allem mit Freya von Moltke –, deren Ergebnisse später in sein Manuskript eingingen. Hierin also liegt der erste Grund: Die Geschichte der Familie, wie deren einzelne, inzwischen zum Teil verstorbene Mitglieder sie erzählt haben, ist in Köhlers Text enthalten und bliebe verschlossen, wenn diese Biographie nicht erschiene. Der zweite: Von den letzten Kapiteln abgesehen, ist Köhlers Werk, als Beschreibung einer Kindheit und Jugend, abgeschlossen und ohne Lücken. Es ist ein *Buch*, gerundet, vollständig, und soll gelesen werden. Der dritte: Köhler war ein Schriftsteller von

außerordentlicher Begabung. Nicht weniger als politische und dokumentarische Gesichtspunkte haben ihn formale Probleme des Schreibens von Geschichte beschäftigt, wobei «formal», so wie Köhler das Wort verstand, nicht nur Fragen der Komposition, der Perspektive und Wortwahl bezeichnet, sondern ebenso sehr die Entschlüsselung des Geschehens durch die Imagination, die in jeder geschichtlichen Erzählung offen oder verdeckt eine Rolle spielt. Daß die Wissenschaft es sich, wie er meinte, zur Gewohnheit gemacht hatte, diese Probleme zu ignorieren, hat ihn manchmal aufgebracht. In solchen Momenten konnte sein Urteil schneidend sein. Er wollte anders schreiben. Und so war es: Er schrieb wie niemand sonst, und wenn es die beiden anderen Gründe nicht gäbe, dann bliebe, deutlich sichtbar auf jeder Seite, immer noch dieser eine, sein unvergleichliches Talent.

Wer war er, den kaum jemand kennt? Jochen Köhler, 1944 in Thüringen geboren, ist im hessischen Alsfeld aufgewachsen. Als Kind erkrankte er an Rheuma, und das Rheuma ruinierte ihm sein Herz, schon mit 17 hätte er, wenn ihm nicht eine künstliche Herzklappe eingesetzt worden wäre, nicht weiterleben können. Die Herzschwäche blieb, aber niemand hätte sie ihm, der ständig redete und rauchte und über die Lebenskraft gleich mehrerer Personen zu verfügen schien, angemerkt. Er war klein, fast zierlich, mit auffallend feinen Händen und dunklem, wuscheligem Haar. Er füllte jeden Raum durch seine Energie und sprach bestimmt, fast fordernd, immer aber bezwingend wegen seiner Lebendigkeit. Seine Lehrer förderten ihn. Er wurde ein guter und, dem Ideal der Zeit entsprechend, aufsässiger Schüler. Mit zwanzig ging er nach Gießen, um Deutsch und Philosophie zu studieren, dann erfaßte ihn, von Berlin herkommend, ein neues Lebensgefühl, ausgedrückt in einem einzigen Wort, einem verpflichtenden, verschwörerischen Namen: «Genosse». 1968 zog er nach Berlin. Im Herbst, nach den Geschehnissen

in der Tschechoslowakei, schlug er sich auf die Seite der «Maoisten». Er wurde Flugblattschreiber und «Aktivist» und stritt sich einige Jahre mit «Revisionisten», «Spontaneisten» und anderen Gegenspielern herum, die im Schutz gleißernerischer Selbstbezeichnungen ihren jeweils eigenen inneren Totalitarismus entwickelten. (Wie er selber auch, sagte er mir in einem unserer Gespräche.) 1970 brach er das Studium ab, um «den Kindern des Volkes Lesen und Schreiben beizubringen». Von 1972 an ist er Hauptschullehrer in Berlin-Kreuzberg gewesen. 1977 erhielt er ein Berufsverbot. Wieder erkrankte er am Herzen. Sein Leben geriet in eine Krise, intellektuell und auch physisch, und während er, sich gedanklich allmählich befreiend, das Verfahren über sein Berufsverbot voranzubringen versuchte – es sollte 1981 ergebnislos enden –, schrieb er sein erstes und zu Lebzeiten einziges Buch, «Klettern in der Großstadt», das 1979 erschien und Lebensberichte gewöhnlicher Leute aus dem Berlin der dreißiger und vierziger Jahre versammelte. Der Untertitel nennt es «volkstümliche Geschichten vom Überleben», was richtig ist, aber den formalen Ehrgeiz des Buchs eher verbirgt. Denn die Geschichten sind nicht durchgehend, sondern in Bruchstücken wiedergegeben, so daß man von einer Montage sprechen kann, einer Zusammenfügung zufälliger Stimmen, einem durch Ungestimmtheit bloß eindringlicher wirkenden Chor. In Deutschland war es eines der ersten Werke, die das Aufkommen der «oral history» bezeugten, und deshalb und auch, weil Köhler die schriftstellerischen Möglichkeiten der mündlichen Form sofort erkannt und genutzt hatte, brachte es ihm Anerkennung und einen gewissen Erfolg.

Im Leben Köhlers stand «Klettern», wie er selber das Buch meistens nannte, für einen Schnitt. Er hatte begonnen, sich wieder für die individuelle Person zu interessieren; später meinte er, das Buch habe sich der historischen Wahrheit der zwölf Nazijahre nur nähern, sie nicht kennen oder finden wollen: «aus Rücksicht auf die Einzelstimme». Das wäre für ihn kurz zuvor,

in der von moralischen «Enthüllungen» und hegelianischen Geschichtsgesetzen erfüllten Berliner Szenerie, noch undenkbar gewesen. Jetzt erwähnte er im Nachwort, in einer noch ungenauen, aber bereits hervorgehobenen Weise, erstmals die Namen der bürgerlichen und adeligen Widerstandskämpfer.

Drei oder vier Jahre später begann er mit der Moltke-Biographie. Sie sollte sein Lebenswerk werden: in dem Sinn, daß sie es ihm erlaubte, im fremden Leben die eigenen politischen Erfahrungen noch einmal zu erfassen und zu korrigieren. Trotzdem hat er sich immer gescheut, Moltke ein Vorbild zu nennen, und nie hat er von einem Generationenbuch gesprochen, obwohl er sich dieser Möglichkeit vermutlich bewußt war. Jedenfalls war der Umstand, daß er von dem, was sich für ihn mit den Versprechungen von 1968 verbunden hatte, inzwischen abgerückt war und während der Arbeit weiter davon abrückte, zur Bedingung seines Schreibens geworden. Für ihn war das einfach Lernen, ein wesentlicher Vorgang, er sah jetzt etwas Neues. Wie von selbst, so erzählte er, folgte daraus, daß er andere Zeitungen und Bücher las, mit anderen Leuten sprach, anders dachte. Ich nehme an, das allein war für ihn entscheidend: Er mußte, was er teilnehmend erlebt hatte, nicht hassen, um sich auf diese Weise zu verändern. Kurz vor seinem Tod, schon zu schwach, um die Wohnung zu verlassen, aber immer noch arbeitend, beschrieb er mir seine Schreibnot am Telephon einmal als Lernmangel und verglich sich ohne jeden Anflug von Witz mit einem Tintenfisch: «Ansaugen und abstoßen, so bin ich immer vorangekommen.» Jetzt fehle ihm die Kraft dazu. Das war im Frühjahr 2007. Ein paar Wochen später, im Juni, als er sich gerade für eine weitere große Operation bereitmachte, versagte sein Herz endgültig.

Davor lagen die drei Begegnungen, die uns zueinander- und zweimal auch wieder auseinanderbrachten. Drei Anläufe, um zu ein und demselben Ziel zu gelangen; drei Versuche, ein Buch

herauszubringen. Im November 1991, als ich Köhler kennenlernte, war ich seit einigen Monaten Lektor im Siedler Verlag in Berlin, und ich erinnere mich, wie Wolf Jobst Siedler eines Tages in mein Büro kam, mir mit dem leisen, doch einprägsamen Knall, den nur ein Stoß Papier auf einer Tischplatte hervorrufen kann, ein Manuskript auf den Schreibtisch legte und mit den Worten: «Hier, eine Moltke-Biographie ... Sie werden sehen, dieser Köhler ist ein Genie, bloß scheint sein Buch ein bißchen lang zu werden», wieder aus dem Zimmer ging. Das Manuskript hatte ungefähr vierhundert Seiten. Als ich Seite vierhundert umblätterte, war Helmuth James von Moltke noch keine zehn Jahre alt.

Einige Wochen später fuhr ich nach Ganzer, einem Dorf in Brandenburg, in dem Köhler mit seiner Familie ein altes Pfarrhaus bewohnte. Sein Arbeitszimmer war kalt, groß und leer. Nur ein Schreibtisch stand da, darauf ein urtümlicher, monströser Computer. Alles wirkte sehr klar. Mehrere Stunden sprachen wir dort über sein Buch, und er begründete mir, als hätte er, der kein ausgebildeter Historiker war, eine Art Beweislast abzutragen, seine Abneigung gegen das Historisch-Allgemeine, die epochale Paraphrase, das Abstraktum als Mittel der Geschichtserzählung oder Biographie. In seinem Buch, sagte er, werde das nicht vorkommen. Er wisse nichts von einer «Mentalität», einem «Geist der Zeit» und wolle nur Konkretes beschreiben, unzählige einzelne «Empfindungsfäden», die sich im Leser von selbst zu einem Gesamtbild bündeln sollten. Die Materialarbeit sei deshalb fast unüberschaubar. Er müsse sich in den Kopf Moltkes hineintasten und dessen Assoziationen folgen lernen, weswegen Kleinigkeiten aus der Kreisauer Kindheit für ihn genauso wichtig seien wie, beispielsweise, die Studienzeit in England oder die Gespräche, die Moltke mit Lionel Curtis und Rosenstock-Huussy geführt habe. Dann redete er davon, wie sich die Charaktere seines Buchs, wenn man ihre Spiegelung in den historischen Zeugnissen lange genug fixiere, immer mehr

verdeutlichten, er starre sie praktisch ins Leben zurück. «Ins-Leben-Starren», sagte er, das sei seine biographische Methode.

So fand er die schönsten Formeln für das fast Unmögliche, das er sich vorgenommen hatte. Sein Manuskript wuchs dabei, bis es kaum noch zu überblicken war; wir stritten über den Umfang. Ganz ruhig stritten wir in der Kälte des Pfarrhauses über seine Methode, über die zahllosen «Empfindungsfäden», die er zu einem Ganzen verweben wollte, und weil ich ein junger Lektor war und unerfahren im Umgang mit einem Autor wie ihm, sagte ich irgendwann, er komme mir vor wie jemand, der aus Nägeln eine Wand bauen wolle. Er antwortete nicht, stand bloß auf, öffnete das Fenster und ließ die noch kältere Winterluft in das kalte Zimmer.

Wir verabschiedeten uns freundlich. Wir blieben in Verbindung, aber zu einem Vertrag kam es nicht.

Fünf oder sechs Jahre später, inzwischen leitete ich einen kleinen Verlag in Berlin, sahen wir uns wieder. Die Biographie hatte große Fortschritte gemacht, und Köhler glaubte, sie in zwei Jahren abschließen zu können; wir handelten einen Vertrag aus, und ich las das Manuskript, das mittlerweile auf zweitausend Seiten angewachsen war, ein zweites Mal. Ich erfuhr, wie Helmuth James erwachsen wurde, wie er sich als junger Mann Mitte der zwanziger Jahre in den diplomatischen Kreisen Berlins mit der Welt vertraut zu machen suchte, in der er politischen Einfluß gewinnen wollte. Soweit die Lektüre bis Seite zweitausend – ein berückender Text. Als ich Köhler allerdings irgendwann sagte, daß ich tatsächlich noch immer Mühe hätte, mir eine Sechstausendseitenbiographie über Moltke vorzustellen, *real*, als *Buch*, zerstritten wir uns wieder, diesmal heftiger und wortreicher, und für einige Jahre verloren wir uns aus den Augen.

Ich glaube, es war Mitte 2004, als ich das nächste Mal von ihm hörte. Ein Freund, der von unserer Verbindung wußte, gab mir einen Artikel, den Köhler im Jahr zuvor in der «Berliner

Zeitung» anlässlich des sechzigsten Jahrestags der Kapitulation von Stalingrad veröffentlicht hatte, und ich rief ihn an. Es war kaum zu glauben: Jahrelang störrisch, war er inzwischen zu grundlegenden Änderungen bereit. Wir vereinbarten, daß die Biographie zum hundertsten Geburtstag Moltkes im März 2007 erscheinen und 600 Seiten haben sollte, so daß die Schreibearbeit nun erst einmal Kürzungsarbeit sein würde. Dann schlossen wir zum zweiten Mal einen Vertrag.

Anfangs kam Köhler gut voran. Er arbeitete fieberhaft, schickte Kapitel, strich, schrieb um. Weil ich mittlerweile in Hamburg lebte, sah ich ihn damals seltener, aber am Telefon spürte ich seine Hochstimmung. Er sprach über den Aufbau, über Archivarbeit, einzelne Formulierungen, mehrmals über Termine und mit der Zeit, in der sich verengenden Phase der Arbeit, zunehmend auch über seine Gesundheit. Denn es ging ihm nicht gut. Er war abgemagert. Einmal, als ich ihn in einem Lokal zu einer Besprechung traf, wirkte er durchsichtig, wie ohne Gewicht. Er bewegte sich schleppend. Er bestellte eine Vorspeise, ein paar Stangen überbackenen Spargel, und mußte beim Essen dreimal innehalten, um sich eine Zigarette zu drehen. Keine Energie, kein noch so kurzer Höhenflug mehr ohne Zigarette.

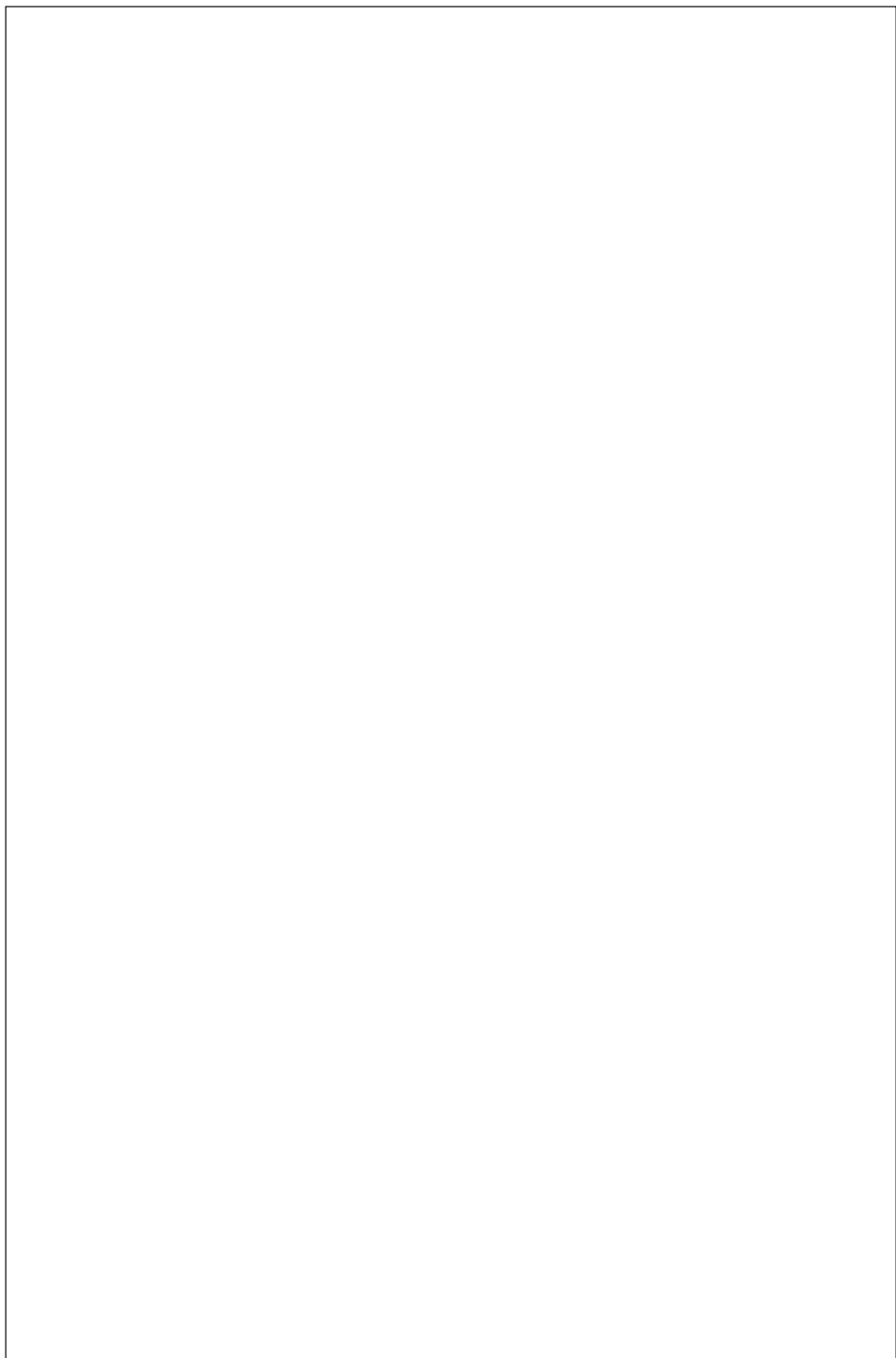
Die Fristen für die Abgabe des Manuskripts, ohnehin wieder und wieder verschoben, verstrichen. Der Erscheinungstermin zum hundertsten Geburtstag Moltkes im März 2007 ließ sich nicht halten. Trotzdem arbeitete Köhler weiter, gegen die schwindenden Körperkräfte. Wenn ich mit ihm telefonierte, kam zusammen mit seiner Stimme, die noch immer jugendlich klang, Papierrascheln durch den Hörer: Er saß am Schreibtisch. Er schrieb, und wie fünfundzwanzig Jahre zuvor, beim Beginn der Arbeit, gelangen ihm noch kurz vor seinem Tod Seiten, die gleichsam taufrisch waren, von einer gefangennehmenden Plastizität.

Sie, die Sie sein Buch jetzt in der Hand halten, werden sehen, daß so viel Eindringlichkeit nicht zu haben ist ohne subjektiven Einschlag. Sie werden auch bemerken, daß Köhler die Freiheit, mit der er erzählte, gern überdeutlich machte – etwa indem er die Mitglieder der Moltke-Familie beim Vornamen nennt, wie gute Bekannte – und daß er ebenso bereit war, Überraschendes aufzugreifen, wie er das Abgeklärte und Neutrale mied, weil er darin jenes Gift der Abstraktionen, der scheinbaren geschichtlichen Gewißheiten vermutete, gegen das er anschrieb. Er sprach in solchen Fällen von «historischem Schummeln» – der Glättung, Fälschung einer menschlichen Entwicklung durch spätere Kenntnisse. Wie jemand wuchs und reifte, weiterging, *lernte*, also das Leben ernst nahm, sollte aus dessen eigenen Voraussetzungen beschrieben werden: nur aus diesen. Im Fall Moltkes, sagte er, marschiere man sonst an dem vorbei, was ihn gerade ausgezeichnet habe, seine Neigung, sich zu bedenken, sein Mut, seine Offenheit in Kreisau und seine Standfestigkeit vor dem Volksgerichtshof. Darum wählte er eine Erzählweise, die ihn Moltkes frühe Geschichte auch von innen erfassen ließ: mit Blick auf den, der Moltke werden sollte. Vielleicht wird man einwenden, daß ein solches Maß an Veranschaulichung und Einfühlung einem historischen Buch nicht erlaubt sei. Aber Köhler zahlte diesen Preis und nahm es in Kauf, daß die Kontur seines Protagonisten, als Folge davon, nicht ausschließlich begrifflicher Art sein würde. Um das Begriffliche nämlich ging es ihm nicht; er wollte ein Weltwach- und Erwachsenwerden so beschreiben, daß beides deutlich wurde, das jeweils erstaunlich Reife wie das Noch-nicht-Fertige, um auf diese Weise zu einem Bild der inneren Struktur, der Gradlinigkeit und gleichzeitigen Wandelbarkeit dieses in der Tat keineswegs gewöhnlichen, vielmehr in jeder Hinsicht außergewöhnlichen jungen Helmuth James von Moltke zu kommen.

Wenige Bücher habe ich mir als Verleger so hartnäckig gewünscht wie dieses. Siebzehn Jahre hat es gedauert, bis ich es

herausbringen konnte. Es ist nicht fertig geworden, aber was davon vorliegt, ist doch so, wie Köhler es wollte: ins Leben gestarrt, und man kann sagen: Das Leben Moltkes und seiner Zeit – herangerückt, uns vor Augen gehalten – starrt auf uns zurück.

*Reinbek, im Juni 2008*  
*Alexander Fest*



## 1. Die Eltern – der *Young Teuton* und Dorothy

Festgehalten im Keller der Gestapo, 1944 in der Berliner Prinz-Albrecht-Straße, hat der Held dieses Buches eine kleine, anekdotenreiche Geschichte seiner Verwandtschaft und der Erstbegegnung seiner Eltern aufgeschrieben. Sie ist offenbar in Verhörpausen entstanden, mit Bleistift geschrieben und an seine Kinder gerichtet. Sie war ihm aber auch selber wichtig, weil die Beziehung junger Liebender zu den Innenseiten ihrer späteren Kinder gehört, also auch sein, Helmuth James', eigentlich Biographisches begründete. Immer ist es eine spannende Geschichte, wie junge Ehepaare den Tisch der Alten im jugendlichen Schwung neu decken und die bis dahin gültigen Voraussetzungen der Ahnen in Frage stellen, durchbrechen und gelegentlich dann doch übernehmen. Im Falle von Helmuth James' Eltern war es ein einigermaßen umständlicher Weg, bis man bei der Eheschließung ankam. Geographische, sprachliche und auch familiär bedingte Barrieren mußten überwunden werden.

1902 bestiegen Jessie Innes und ihre achtzehnjährige Tochter Dorothy in Südafrika ein Schiff, das sie nach Kontinentaleuropa bringen sollte. Der Zeitpunkt erschien günstig. Südafrika hatte gerade die sogenannten Burenkriege und damit viel Blutvergießen und Verheerung hinter sich gebracht, nach dem erfolgreichen Friedensschluß zwischen Briten und Buren sollte eine dauerhaft friedliche Existenz Südafrikas aber erst noch herbeigeführt werden. Beteiligt daran war der Vater von Dorothy und Ehemann Jessies, James Rose Innes, ein gewichtiger Politiker in Südafrika und nun auch noch ein bedeutender Richter des Landes. Die Aufgabe nahm ihn in diesen prekären Zeiten zunächst voll und ganz in Anspruch – zu Südafrika und James Rose Innes später an geeigneter Stelle mehr. Aber natürlich ging es bei der Reise auch um Tochter Dorothy: Mit 18 mußte man sehen, was aus ihr mal werden könnte, Südafrika

war klein, gespalten, nicht das beste Bildungsumfeld. So wollte man sich in aller Ruhe in Europa nach Möglichkeiten für die junge Frau umsehen – nach Bildungsmöglichkeiten wohlge-merkt; daß dabei eine Ehemöglichkeit herauskam, war nicht geplant. Jedenfalls reisten die beiden nach Rom, Florenz, Wien, Paris, sahen sich um, besichtigten. Auch nach Dresden kamen sie, logierten im «Weißen Hirsch», schön über der Stadt ge-legen. Von Deutschland wollten sie offensichtlich noch mehr kennenlernen. Jedenfalls konnte Jessie nicht widerstehen, als sie in einer Zeitung eine kleine Anzeige las: Ein «schlesischer Landhaushalt» suchte bridgespielende *paying guests*. Der Ur-laub wurde gebucht, und in diesem Augenblick war Dorothy, ohne davon eine Ahnung zu haben, ihrem späteren Ehemann schon sehr nah.

Er hieß Helmuth von Moltke, damals 27 Jahre alt. Der «schlesische Landhaushalt» war das Gut der Familie Moltke: Kreisau. Der 1891 gestorbene siegreiche preußische General-feldmarschall hatte es für die Familie erworben, nach seinem Tod fiel es an seinen Neffen, Helmuths Vater, Wilhelm von Moltke, ab da: Wilhelm Graf von Moltke. Helmuth, genannt auch Muthi, war wegen ständiger Krankheiten als Kind bei-nahe ganz mit sich allein beschäftigt. An Diphtherie erkrankt, woran damals so viele Kinder erstickten, hat ihn sein Vater, mit der Reitpeitsche über seinem Bett stehend, gezwungen, die Medikamente zu schlucken. Danach kam Schlimmeres, die Tuberkulose. Präzise Auskünfte gibt es nicht, doch Helmuths Jugend muß furchtbar gewesen sein, seine Tuberkulose galt als unheilbar.

Dieses Drama hat zu der Zeit stattgefunden, als Virchow in Berlin ein erstes exemplarisches Abwassersystem mit Pumpsta-tionen und neue hygienische Schlachthöfe durchsetzte. Cholera, Typhus, Tuberkulose, Syphilis, Diphtherie, nicht zuletzt das ge-fährliche Kindbettfieber: Die Moderne, die technische Wunder zustande brachte, hatte gerade erst den Kampf aufgenommen

gegen Krankheit und Fieberschauer; ein Durchfall, ein Hüstelsteln – alles konnten Vorboten des Todes sein. Medizinische Themen waren *en vogue*, Vortragsäle, Zeitschriften gefüllt, man begegnete ebenso vielen Scharlatanen wie Pionieren der Heilkunde. Der kranke Körper prägte den Jargon der Zeit. Tiefbauunternehmer sprachen von «Schlagadern» des Verkehrs, Volksschulstrategen von «Bildungs-Hypertrophie», es gab das «Fieber» der Spekulationen, den finanziellen «Aderlaß», die «Reinhaltung» oder die «verstopften Poren des Volkskörpers», kurz und gut, die «Geburtswehen» einer neuen Epoche, dazu heftige Geschwüre und Eiterbeulen. Ella Gräfin von Moltke, eine geborene Bethusy-Huc und die Mutter Helmuths, also Dorothys künftige Schwiegermutter, war angesichts des Elends ihres ältesten Sohnes nicht verzweifelt und hatte nicht die Hoffnung aufgegeben. Die medizinische Wissenschaft, die ihr Kind retten sollte, war für sie auch unter spiritistischen Gesichtspunkten interessant. Ihr ganzes Leben war sie mit Tischerücken und geheimnisvollen Séancen beschäftigt, da hat sie natürlich interessiert, wie 1895 Röntgen mit X-Strahlen schattenhafte Abbilder des Körperinneren herstellte. Gleichzeitig betrieb ein gewisser Sigmund Freud in Wien Traumstudien, untersuchte Versprecher, entdeckte Wirkungen des sogenannten Unbewußten – und dies an Frauen, die im Halbschlaf auf seiner Couch lagen! Ein russischer Professor Pawlow reiste durch halb Europa und präsentierte in öffentlichen Vortragsälen Hunde, die auf ein Klingelzeichen Sekrete absonderten. Man hörte es – sonst fiel ja kein Wörtchen im Saal – klingeln, und dann sah man, wie es dem Hund aus einer Magenfistel ins Reagenzglas tröpfelte. Ach! Nachrichten aber auch von Pasteur, Koch, Ehrlich und Behring, sie züchteten Krankheitserreger auf gekochten Kartoffeln, in Fleischbrühe oder in Blutserum. Auch in Kuhembryonen, Mäusen, Ratten, Schweinen, Kälbern, sogar Meerschweinchen, damit sich massenwirksame sogenannte Impfstoffe gegen die Geißeln Gottes, so hieß es, würden gewinnen lassen.